

tung versehen. Diese bietet eine ausgezeichnete erste Orientierung über das für einige Monate wichtigste Gremium im Freistaat Oldenburg. Paul Hug, Karl Heitmann, August Jordan und Julius Meyer traten für die Mehrheitssozialdemokraten (MSPD) ins Direktorium ein, für die Fortschrittliche Volkspartei (FVP) beteiligte sich Theodor Tantzen-Heering und für das Zentrum Franz Driver. Zusätzlich gehörten die früheren Fachminister Hermann Scheer und Otto Graepel dem Gremium an. Sie waren damit Bestandteil der alten monarchischen und der neuen republikanischen Ordnung. Ein neuer durch die Revolution entstandener Machtfaktor war der in Wilhelmshaven gegründete Arbeiter- und Soldatenrat. Im Landesdirektorium war dieser durch Bernhard Kuhnt vertreten, der die Position des Präsidenten des Gremiums einnahm. Seine Aufmerksamkeit galt aber vor allem den Räten und so war er nur selten in seiner Funktion als Präsident tätig. Zum besseren Verständnis der neun zentralen Akteure stellt Eckhardt diese in Kurzbiographien vor. Bei ihrem ersten Treffen beschlossen die neun führenden Köpfe, dass der Landtag weiterhin tagen sollte. Der Freistaat Oldenburg bildete damit eine Ausnahme: In allen anderen Teilen des Deutschen Reiches waren die Institutionen aus der monarchischen Zeit abgeschafft worden, der Landtag in Oldenburg hatte jedoch weiterhin als Machtfaktor Bestand. Aus den Protokollen des Landesdirektoriums lässt sich entnehmen, dass in den direkten Monaten nach dem Kriegsende die Verwaltung der zurückkehrenden Soldaten und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Heizmaterial im Mittelpunkt aller Diskussionen standen. Darüber hinaus mussten immer wieder die Zuständigkeiten mit den neu entstandenen Institutionen, vor allem mit den Soldaten- und Arbeiterräten, geklärt werden. Die zahlreichen Beschlüsse zur Höhe der Erwerbslosenunterstützung und zum Lohn für Notstandsarbeiter verweisen auf die wirtschaftlich prekäre Lage im Freistaat Oldenburg. Eines der wichtigsten Projekte des Landesdirektoriums war das am 29. Januar 1919 verabschiedete neue Landeswahlgesetz. Erstmals durften auch Frauen wählen. Aus den Wahlen zum verfassungsgebenden Landtag vom 23. Februar 1919 gingen die SPD und die DDP (Deutsche Demokratische Partei) als stärkste Kräfte hervor. Die ganz links stehende USPD und die rechts-konservative, teilweise monarchistisch gesinnte DNVP waren die Verlierer der Wahl. Die Oldenburger und Oldenburgerinnen wünschten sich Verlässlichkeit und lehnten mehrheitlich sowohl die alte Ordnung als auch revolutionäre Bestrebungen ab. Die Protokolle des Landesdirektoriums spiegeln die Entwicklung des Freistaates Oldenburg in der direkten Nachkriegszeit wider und stellen eine wertvolle Quelle für zukünftige Forschungen dar. Besonders interessant – und vom Herausgeber bereits bei der Veröffentlichung der Quellen angedacht – sind mögliche Vergleiche mit anderen Gebieten des Reiches, um so genauer die Oldenburger Spezifika in den Blick zu bekommen. Die mit der Revolution am 9. November 1918 einsetzende „neue Zeit“ war, dies wird schnell deutlich, in Oldenburg weit weniger revolutionär als in anderen Teilen des Deutschen Reiches.

Oldenburg

Mareike Witkowski

Holger Frerichs: *Zwangsarbeit – Hunger – Tod. Arbeitskommandos, Lager und Grabstätten sowjetischer Kriegsgefangener in Wilhelmshaven und Friesland 1941-1945*. Wilhelmshaven: Brune-Mettcker [2016] <2017>, ISBN 978-3-941929-20-3, 278 S., zahlr. Abb., kart. (= Wilhelmshavener Beiträge zur Stadt- und Kulturgeschichte, 4), 19,50 €.

Etwa drei der fünfeinhalb Millionen von der deutschen Wehrmacht gefangen genommenen sowjetischen Soldaten sind in der Gefangenschaft ums Leben gekommen. Damit sind sie nach den ermordeten Juden und der sowjetischen Zivilbevölkerung die drittgrößte Opfergruppe des Zweiten Weltkrieges. Gleichwohl setzte die öffentliche Auseinandersetzung mit dieser Massenerscheinung des „totalen Krieges“ erst spät und gegen viele Widerstände ein – vor allem mit Christian Streits Dissertation „Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen“ von 1978. Detailstudien zum Einsatz der Kriegsgefangenen auf Landes- und Regionalebene folgten zunehmend seit den neunziger Jahren, in Niedersachsen vor allem vorangetrieben durch die „Stiftung niedersächsische Gedenkstätten“ in Celle, die auch die vorliegende Arbeit unterstützt hat. Rolf Keller, der Pionierarbeit bei der Erschließung von Quellen in russischen Archiven geleistet hat, konnte 2011 mit einer Untersuchung zur Situation in den Wehrkreisen X (Hamburg) und XI (Hannover) das Kriegsgefangenenwesen in Norddeutschland grundlegend darstellen, ergänzt durch einen zwei Jahre später von ihm und Silke Petry herausgegebenen Dokumentationsband. Hier setzt die Arbeit von Holger Frerichs ein, der mit einem soliden Fundament lokal- und regionalgeschichtlicher Kenntnisse den Umgang mit Kriegsgefangenen in der Stadt Wilhelmshaven und

im Landkreis Friesland untersucht. Eine vorbildliche und für viele Regionen nachahmenswerte Arbeit leistet der Autor u.a. bei der Identifizierung der zu Tode gekommenen Kriegsgefangenen, indem er die inzwischen vor allem online in der Datenbank „obd-memorial“ des russischen Verteidigungsministeriums und mit den Digitalisaten der Unterlagen der ehemaligen Wehrmachtsauskunftsstelle verfügbaren Daten zusammenstellt und damit eine Kurzbiografie fast aller in Wilhelmshaven und Friesland zu Tode gekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen, in manchen Fällen auch versehen mit einem Bild des Gefangenen, erstellen kann. So wirken die Zahlen der in Wilhelmshaven und Friesland gestorbenen sowjetischen Gefangenen wie ein lokaler Spiegel des allgemeinen Schreckens, auch wenn die Zahlen mit 233 noch anhand von vorhandenen Grabstellen identifizierbarer Toter zunächst eher klein erscheinen mögen. Aus allen anderen Nationen, deren Gefangene schon früher ins Land kamen – Polen, Franzosen, Belgier und andere – sind hingegen nur wenige Todesfälle bekannt geworden. Darüber hinaus kann Frerichs dabei für die sowjetischen Gefangenen die für die Militärgeschichtsschreibung bequeme Legende einer Fleckfieberepidemie entkräften und das Massensterben Ende 1941 und Anfang 1942 ganz überwiegend auf Körperschwäche und extreme Unterernährung zurückführen, die zusammen mit den fast völlig fehlenden Vorbereitungen auf die Ankunft der Gefangenenmassen zu dieser extremen Todesrate führten.

Ausführlich geht der Autor auf die einzelnen Arbeitskommandos in der Region ein und kann damit die zahlreichen Lager und den Einsatz der Kriegsgefangenen für Arbeiten bei Heer, Marine und Luftwaffe, bei der Reichsbahn, in Ziegeleien, in der Land- und Forstwirtschaft sowie vielfach im – ebenfalls kriegswichtigen – Straßenbau nachzeichnen und durch einzelne Gefangenenbiografien ergänzen. Welche Leistung von diesen Kommandos trotz der von den „Arbeitgebern“ vielfach beklagten Körperschwäche der Gefangenen erbracht wurde, wird deutlich, wenn schon aus den Belegen eines einzigen Straßenbauunternehmens hervorgeht, dass zwischen August 1941 und Juni 1942 „21619,5 Arbeitsstunden von kriegsgefangenen Russen abgeleistet“ wurden (S. 81). Ergänzt durch Auszüge aus Berichten von Zeitzeugen entsteht ein dramatisches Bild der Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Eingriffe der Wachmannschaften bei den Versuchen, den Gefangenen Lebensmittel zuzustecken, bis hin zu den brutalen Erschießungen durch die auf Abbildungen regelmäßig in geselliger Runde dargestellten Angehörigen der Landesschützen-Bataillone. Auch den Gräbern dieser Gefangenen und ihren Biografien geht Frerichs im Einzelnen nach, nicht ohne dabei die Initiativen der letzten Jahrzehnte vorzustellen, lokales Gedenken und Informationen zum Geschehen in der Region zu verankern.

In den abschließend beigegebenen Listen der Toten der Arbeitskommandos wäre eine Wiedergabe der kyrillischen Schreibweisen der Namen wichtig und anhand der Datenbank des Moskauer Verteidigungsministeriums auch umstandslos zu realisieren gewesen. Dies ist deshalb besonders hervorzuheben, weil die Suche nach Angehörigen in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion immer auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten stieß. Rolf Keller hat einleitend auf die von der doppelten Verfolgungssituation hervorgerufenen Leerstellen in der nationalen „sowjetischen“ Erinnerung hingewiesen; daher sind auch heute noch alle namentlichen Quellen für die recherchierenden Angehörigen von großer Wichtigkeit, und hier wird in der Regel nach der russischen Schreibweise der Namen gesucht. Es sind, wie Frerichs an Beispielen darlegt, vor allem die Kinder der hier zu Tode gekommenen Rotarmisten, die häufig erst in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum ersten Mal erste Nachrichten über den Verbleib ihrer Vorfahren erhalten konnten und nun bei den lokalen Behörden vorstellig werden.

Insgesamt hat Holger Frerichs allein für sein doch eher kleines Untersuchungsgebiet, die Stadt Wilhelmshaven und den Landkreis Friesland mit ihren unter 60.000 Einwohnern auf kaum 650 Quadratkilometern Fläche, eine Zahl von etwa 2.500 Kriegsgefangenen identifizieren können. Und es ist abschließend festzuhalten, dass mit dieser Zahl nur ein Teil der tatsächlichen Gefangenenpopulation benannt ist – vermutlich die Hälfte, wenn man nach den vergleichbaren Zahlen in anderen Regionen wie Schleswig-Holstein und Lüneburg geht, die im einzelnen weit weniger detailreich, dafür aber mit einem breiteren Ansatz arbeiteten, der Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter gleichermaßen in den Blick nahm. In dieser „zivilen“ Zwangsarbeit deutet sich auch die andere, nicht weniger bedeutsame Seite der gewaltsamen Rekrutierung von Arbeitskraft an, die auch bei Frerichs immer wieder am Rande zur Sprache kommt, in der vorliegenden Arbeit aber nicht weiter verfolgt werden konnte.